

Berliner Morgenpost vom 21. März 1999

Lieben und Lachen in schwerer Zeit

»Die Buchhändlerin« – Irene Böhmes neues Buch

Von Hans-Georg Soldat

»Wem soll ich aber dieses Geschlecht vergleichen? Es ist den Kindlein gleich, die an dem Markt sitzen und rufen gegen ihre Gesellen und sprechen: Wir haben euch gepfiffen, und ihr wolltet nicht tanzen; wir haben euch geklaget, und ihr wolltet nicht weinen.«

Wo hat es das in den letzten fünfzig Jahren gegeben, daß jemand ein Zitat aus der Bibel als Motto einem zeitgenössischen deutschen Roman voranstellt? Nirgends, außer bei dezidiert religiösen Autoren, und zu denen kann man Irene Böhme, Jahrgang 1933, nun wirklich nicht rechnen. Mit ihrer lesenswerten Essaysammlung »Die da drüben – Sieben Kapitel DDR« hatte sie, zwei Jahre nach ihrer Übersiedlung in den Westen 1980, einen ganz eigenen Beitrag zur deutsch-deutschen Selbsterkenntnis geliefert: unpathetisch und ohne jede Verstiegheiten, ein bißchen hemdsärmelig sogar, liebevoll und dennoch bissig genau.

Nicht anders ist ihr neues, autobiographisch gefärbtes Buch. Es hat in seinen satten Konturen alles zu einem Bestseller – starke Charaktere, die durchaus zur Identifikation einladen, pralle Schilderungen der Zeit zwischen den Weltkriegen mit all ihren Schatten und schroffen Lichtern; dann der Jahre nach 1945 in jenen Gegenden, die später zur DDR wurden, Porträts von Landschaften oder einzelnen Nebenfiguren, die sich ins Gedächtnis graben. Plötzlich tauchen schemenhaft ein paar bekannte Gesichter auf: Klaus Gysi etwa, der die Taktik der Kommunisten vorführt, Sitzungen so lange auszudehnen, bis nur noch die Anhänger da sind, so daß genehme Kandidaten anscheinend ganz demokratisch gewählt werden. Man wird es anfangs kaum gewahr, wie sich das Buch allmählich zum Roman einer Epoche weitet, zu einer bitteren, nie jedoch

verbitterten Abrechnung mit all jenen Ideologien, die vorgeben, das Glück auf Erden zu schaffen. Man liest es mit zunehmendem Respekt.

Matthäus 11, 16/17, jene Zeilen also, die Irene Böhme ihrem Buch voranstellte, hat die Spielverderber im Blick, jene, »die nicht spielen wollen, als gerade gespielt wird«, wie der Kommentar verrät. Die Autorin ist auf ihrer Seite, für sie schlägt ihr Herz, sie haben ihre Sympathie, wahrscheinlich war sie selbst so eine gesellschaftlich unangepasste Spielverderberin. In zwei Frauenfiguren, die derselbe Beruf verbindet, Buchhändlerin, versucht sie das Spiel zwischen Anpassung und Aufmüpfigkeit darzustellen: an der Chefin Gisela, Jahrgang 1900, verheiratet mit einem Filou sondergleichen, und Sigrid, vielleicht so alt wie die Autorin, Mädchen mit Petticoat und einem Faible für West-Berlin, die an einen ehrgeizigen Genossen gerät und aus jugendlicher Opposition an den Sozialismus zu glauben beginnt. Sehr lange halten sich ihre rosaroten Träume von der goldenen Zukunft nicht, wenn sie überhaupt je so uneingeschränkt vorhanden waren, eben weil sie die Spiele nicht mag, die da gespielt werden: Zwangskollektivierung, Enteignungen heißen sie beispielsweise.

Doch wer nun denkt, das alles würde miesepetrig oder im Ton einer nationalen Tragödie wiedergegeben, der kennt Irene Böhme schlecht – es darf viel gelacht werden in diesem Buch. Die Zeiten sind schlecht, machen wir das beste draus. Und da es eher unkomplizierte Menschen sind, die die Geschichte tragen, tun sie auch ohne großes Aufhebens das richtige: verstecken eben Juden im »Judenkeller«, schlagen einen Volkssturmmann, der ihr Haus kurz vor Kriegsende zur Festung umfunktionieren möchte, mit einer unglaublichen Schimpfkanonade in die Flucht, helfen, sofern möglich, mal hier und da. Aus Kindern werden pubertierende Mädchen, Erwachsene, die sich durchbeißen, sie erleben Liebe, Leid und Freud, wie es im wirklichen Leben so ist.

Gäbe es nur mehr solcher tief menschlicher Bücher in der deutschen Literatur.

Irene Böhme: »Die Buchhändlerin«. Roman. Rowohlt • Berlin Verlag 1999. 384 Seiten, 39,80 DM